

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 289

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

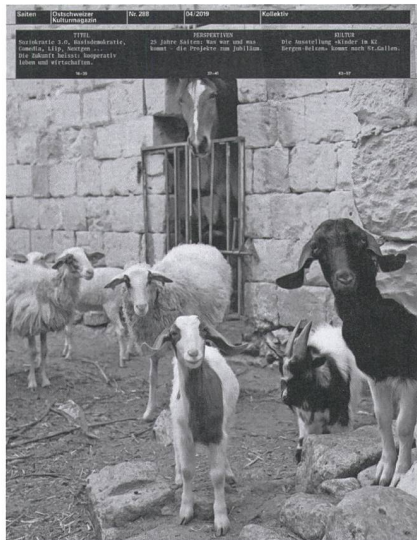
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nr. 288, April 2019

Wahnsinn!

Von ganzem Herzen sende ich dem Kulturmagazin Saiten und allen, die sich damit identifizieren, meine besten Wünsche zum 25sten!!!!!!! Geburtstag!!! Wahnsinn!

Wenn ich mir vor Augen führe, dass es schon ein Vierteljahrhundert her ist, seitdem der Inhalt der ersten, extrem unbeholfenen Saiten-Ausgabe im April 1994 auf einem Atari-Computer (!) in einem verrauhten Kämmerli an der Fellenbergstrasse 77 im Adlersystem getippt wurde, kann ich das Vorhandensein all dieser komischen weissen Haare an meinem Kinn irgendwie plötzlich nachvollziehen. Aber viel beeindruckender als das erwachsene Alter des Magazins finde ich, dass es Saiten tatsächlich immer noch gibt, dass das Magazin immer noch so lebendig ist und dass es aussieht, als würden noch manche Jahre folgen, in denen ich mich jeden Monat staunend und mit Freude durch die Saiten schmökern kann!

Allen, die dies in den letzten 25 Jahren möglich gemacht haben und weiterhin möglich machen, möchte ich meine Bewunderung und meine Dankbarkeit ausdrücken. Hätten nicht so viele Menschen immer wieder von Neuem Enthusiasmus, Professionalität, Kreativität und Herzblut in dieses Projekt investiert und damit dem Magazin zum Überleben und Wachsen verholfen, würden im Rückblick die ersten zweieinhalb

Jahre Kampf, Knorz und teilweise heillose Überforderung schlicht keinen Sinn ergeben.

So aber darf ich mich aus der Distanz mitfreuen und beobachten, wie aus dem 1994 naiv gepflanzten Sämchen ein beeindruckender Baum gewachsen ist. Es gibt fünf Personen, ohne deren idealistischen Einsatz Saiten die ersten zwei Jahre nicht überlebt hätte: Jürgen Wössner, Adrian Riklin, Giuseppe Gracia, Rubel U. Vetsch und Gögs Andrighetto. Diesen fünf Haudegen gebührt mein ganz besonderer Dank.

Auf die nächsten 25 Jahre Saiten! Möge das Magazin weiterhin immer in Bewegung bleiben.

Roman Riklin

Ein Wunsch für 2025

Für die Einladung ans grosse Jubelfest dankend, möchte ich Euch hiermit herzlich gratulieren und ein ganz ganz gutes und rauschendes Fest wünschen. Beim letzten Jubiläum durften ja Wünsche geäussert werden. Ich hätte da auch 2019 einen: Dass Saiten im Jahr 2025 zehntausend AbonnentInnen oder mehr hat. Vielleicht heisst es dann ja «Ostschweizer Magazin für Kultur, Ökologie und sozialen Zusammenhalt». Das könnte den Kreis der Interessierten womöglich noch um einiges erweitern. Aber seis drum: Jetzt ist Festen angesagt.

Richard Zöllig

Schade! Hilfe! Das hat der Inhalt von Saiten nicht verdient.

Liebe Saitenschaffende
Ich, 77 Jahre alt, aber mit neuer Brille, kann Saiten nicht mehr lesen. Just zum 25. Jubiläum schon wieder Veränderungen am Schriftbild. Gerne würde ich auch die Wochenprogramme etc. lesen können. Bei aller grafischen Kreativität sollte die Lesbarkeit nicht vergessen werden. Lesbarkeit hat nach meiner Meinung Priorität. Vielleicht gebe ich diesen Hinweis nicht nur für mich. Es wäre schade, wenn der Saitenspass und das Saiteninteresse wegen der Lesbarkeit schwinden würde.

Hoffnungsvoll und herzlichsten Dank für eure tolle Arbeit.
Hanspeter Marschner

Ein Kompliment für das neue Erscheinungsbild!

Mir gefällt's ausnehmend gut, schon die Gestaltung des Titelblattes. Und dann: Seite für Seite kommt irgendwie so aufgeräumt daher; klar, gerade, übersichtlich. Sehr LeserInnenfreundlich! Mich spricht es an und gluschtet mich grad, darin zu lesen.

Yvonne Schaffhauser

PS. Das neue Saiten-Gewand gefällt mir sehr gut!

Claire Plassard

Auch das wegweisende Kultur-Magazin «Saiten», das dieses Wochenende 25-jähriges Jubiläum feiert, ist selbständig: Ohne jegliche Förderung erstellt die kleine, unabhängige Redaktion ein sorgfältig gemachtes Kulturmagazin mit überregionaler Ausstrahlung – und verzichtet dafür auf einen marktüblichen Lohn.
Silvia Tschui in der Reportage «Viel Neues im Osten», «Sonntagsblick» Nr. 14, 7. April

Alles Gute, kleine Schwester. Wir wünschen dir, dass es dich noch lange gibt. Mögest du die turbulente Phase, in welcher sich fast alle Medien aktuell befinden, möglichst schadlos überstehen. Die Ostschweiz braucht ein aufgewecktes Kulturmagazin, das sich erdreistet, ab und an politische Tänze aufzuführen. Beschränkt euch also bitte nicht darauf, jede noch so kleine kulturelle Nische auszuleuchten. Kümmert euch weiterhin um gesellschaftliche, also im weitesten Sinne politische Fragen, die unsere Stadt, unsere Region bewegen. Die Ostschweizerinnen und Ostschweizer haben einen lebhaften publizistischen Wettbewerb verdient.

Chefredaktor Stefan Schmid im «St.Galler Tagblatt», 6. April

Ein Kulturmagazin mit überregionaler Ausstrahlung. Und mit einem Veranstaltungskalender, der seinesgleichen sucht. Wir gratulieren «Saiten» ganz herzlich – eine Brodworscht zum Jubiläum!

Auch dem «Magazin A» vom 11. April war Saiten nicht wurst.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

«Humor ist auch ein Selbstschutz»

Fatima Moumouni über komische Fragen zu Afrika, Kindergartenlevel-Rassismus und «die erste kanakische Late Night Show der Schweiz». Interview und Bild: Corinne Riedener



Fatima Moumouni, 1992, ist in München aufgewachsen und vor acht Jahren in die Schweiz gekommen. Sie arbeitet an ihrem Master in Sozialanthropologie und ist Spoken Word Poetin. fatimamoumouni.com

Saiten: In einem deiner Texte geht es um die Beschreibung von Hautfarben. Deine bezeichnest du als «hautfarben». Wie würdest du meine beschreiben?

Fatima Moumouni: An den Armen ist sie ja ein bisschen anders als im Gesicht... Ich würde sagen teigwarefarben. Dinkel vielleicht.

Ist die Schweiz ein rassistisches Land?

Ja. Anders als zum Beispiel in Deutschland, gibt es hier aber kaum eine Auseinandersetzung mit der rassistischen Geschichte des Landes, die eben bis heute ihre Auswirkung hat. Hier wird seit jeher dieses Selbstbild der «guten und neutralen Schweiz» gepflegt. Das wirkt sich negativ auf das Rassismus-Bewusstsein des Landes aus. Es gibt hier einen tief verwurzelten, strukturellen Rassismus.

Im Buch *Racial Profiling - Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand* gibt

es auch ein Kapitel von dir, in dem du beschreibst, wie es ist, als dunkelhäutige Frau Zug zu fahren. Sind nicht vor allem dunkelhäutige Männer von Racial Profiling betroffen?

Doch, Racial Profiling ist extrem gegendert – ausser wenn es zum Beispiel um Sexarbeiterinnen geht. Ich bin nicht das Hauptopfer, klar, trotzdem mache auch ich ab und zu unangenehme Erfahrungen mit der Polizei.

Von welcher Art Rassismus handeln deine Texte?

Es geht oft darum, was es mit mir und meinem Alltag macht, dass ich nicht weiss bin. Ich fühle mich beispielsweise nicht unbedingt sicherer, wenn Polizisten anwesend sind. Ausserdem werde ich fast täglich mit komischen Fragen konfrontiert, die mich daran erinnern, dass ich schwarz bin, während Weisse ausblenden können, dass sie weiss sind. Ich treffe selten «richtige» Rassisten, eher Leute, die nicht mal merken, wie viel an rassistischer Sozialisation sie mitbekommen haben oder wie unbeholfen sie sind im Umgang mit Leuten, die nicht aussehen wie sie selbst. Oft wissen Leute nicht einmal, wie sie schwarze Menschen bezeichnen sollen, ohne problematische Begriffe zu verwenden, und ich bin viel zu oft gezwungen, mit Leuten über Afrika zu reden, weil sie ein, im Übrigen ziemlich komisches Bild von Afrika auf mich projizieren. Das birgt auf der Bühne Potential für Humor und ist im richtigen Leben anstrengend. Ich merke gleichzeitig, dass ich in all diesen Gesprächen über Rassismus oft nicht viel weiter komme, als über die Frage «woher kommst du?», weil Leute es irgendwie beleidigend finden, wenn man ihnen sagt, dass man nicht dauernd und überall seine Familiengeschichte herunterleiern will. Wir kommen dabei aber gar nie weiter, zum Kern, zu Polizeigewalt, Migrationspolitik, den Grosseltern und Dorflehrern.

Empfindest du dein Dasein als Muslima als doppelte Stigmatisierung oder verschwindet das hinter der Hautfarbe?

Ich bin ja nicht sichtbar muslimisch. Das ist eine Information, die ich preisgeben kann, aber nicht muss, wenn Leute das nicht in meinem Namen lesen. Ich bemerke durchaus einen Unterschied, wenn die Leute wissen, dass ich muslimisch bin. Oft muss ich zum Beispiel fast beweisen, dass man auch muslimisch UND feministisch sein kann.

Nervt es dich, dauernd zum Thema Rassismus befragt zu werden? Oder anders gefragt: Warum setzt du dich immer wieder mit dem Thema auseinander?

Unter anderem, weil es mir ja auch ein bisschen Spass macht von der Bühne aus. Und weil ich auch in einer Position bin, in der ich das darf, und ich mir über die Jahre viel Wissen dazu angeeignet habe. Genervt bin ich vor allem dann, wenn ich merke, dass mein Gegenüber auf

Zwischen Himmel und Erde



Frage nicht, was die Welt braucht. Frage dich selbst, was dich lebendig macht, und gehe und tue das, denn was die Welt braucht, das sind Leute, die lebendig geworden sind. (Howard Thurman, 1899–1981, amerikanischer Philosoph, Theologe, Autor und Bürgerrechtskämpfer)

Migration. Wir alle kennen die Bedeutung des Wortes, aber nur wenige haben es selber erlebt. Nach der Migration ist das Leben in ein Vor- und ein Nachher geteilt, man selbst bleibt dazwischen. Aber das Leben geht in seinem eigenen Tempo weiter, man muss also weitermachen.

Ich möchte ein bisschen von mir erzählen. Wie meine Mutter sagt, war ich ein ruhiges, süsses Kind. Ich zog das Zeichnen und Lesen dem Spielen vor. Mit sechs Jahren ging ich in die Schule und mit 18 fing ich mein Studium an, wo ich auch meine beste Freundin kennenlernte. Heute lebe ich in der Schweiz, wir sind trotz der Entfernung beste Freundinnen geblieben.

Im letzten Studienjahr habe ich meinen Mann kennengelernt. Ein Jahr später haben wir geheiratet. Wir hatten eine schöne Hochzeit. Wir waren sehr glücklich, bis uns unerwartet ein schwerer Schicksalsschlag traf, den ich nie vergessen werde, der mein Herz und Hirn prägte. Danach war ich nicht mehr die Gleiche. Ein paar Jahre später kam dann meine Tochter zur Welt. Sie machte uns wieder glücklich.

Als sie eineinhalb war, mussten wir fliehen. Das war der zweite Schicksalsschlag: meine Familie zu verlassen. Mittlerweile leben wir seit drei Jahren in der Schweiz, aber immer noch fühle ich mich «zwischen Himmel und Erde». Ab und zu fühle ich mich ganz fremd und einsam. Zum Glück haben wir Freunde, die uns unterstützen und Mut machen. Das ist sehr wichtig. Es galt, eine schwere Zeit zu überstehen. Wir haben es geschafft, aber auch etwas verloren.

Eine Hälfte von mir ist immer noch in meiner Heimat. Das Herz ist dort, aber mein Körper ist hier. Will ich es abholen? Ich weiss es nicht. Vielleicht irgendwann, vielleicht nie. Das wichtigste ist, dass es schlägt. Ich fühle mich manchmal wie ein neugeborenes Baby ohne Mutter. Aber ich habe keinen anderen Weg, ich werde mich selbst erziehen. Ich hoffe, dass mir das gelingt. Tag für Tag.

Es gibt viel schöne Momente im Leben, die mir helfen und Kraft geben, Kraft zum Kämpfen. Ich bin dankbar, dass ich mit meiner Familie in Sicherheit bin. Es gibt keinen Weg zum Glück, das Glück ist der Weg.

Farida Ferecli, 1988, ist in Sumqayit in Aserbaidschan aufgewachsen und 2015 in die Schweiz gekommen. Sie hat Chemie und Ökologie studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wittenbach.

Kindergartenlevel über Rassismus Bescheid weiss und ich das kompensieren muss. Oder wenn mir zum Beispiel ein Interview als «grosse Chance» angepriesen wird und ich quasi vorgeführt werden soll.

Wie wichtig ist Humor im Umgang mit Rassismus?

Sehr wichtig. Weil es mir selber hilft, wenn ich darüber lachen kann. Es ist auch ein Selbstschutz, denn es ist viel unangenehmer, Leute mit dem Mahnfinger auf Fehler aufmerksam zu machen. Mit Humor kann man das ein bisschen aushebeln.

Du gibst auch Antirassismus-Workshops mit sprachlichem Fokus. Warum ist das nötig?

Weil es wichtig ist, Räume zu schaffen, in denen über Rassismus gesprochen wird. Die Sprache spielt dabei eine grosse Rolle. Hier wird zum Beispiel immer noch viel zu oft mit Naivität und Überraschung über das N-Wort diskutiert. Ich will damit aber nicht den rechten Rand der Gesellschaft erreichen, sondern jene Kreise, die sich selbst gerne frei, offen und tolerant geben.

Damit sind wir bei der Frage nach den Räumen. Wo kann ich mich als Weisse bewegen, wo du dich nicht oder nur ungern bewegst?

Ich würde jetzt nicht behaupten, dass du auf einer SVP-Versammlung sicher wärst (lacht). Sonst auf dem Land aber schon, anders als ich manchmal. Oder Fasnachtsveranstaltungen. Und ich habe mehrere Bekannte, deren weisse Grosseltern sie nie sehen wollten, weil sie schwarz sind.

Was wäre dein Wunsch an die sogenannt progressiven Kreise?

Dass sie das auch leben, was sie predigen. Dass sie zuhören, die Bedürfnisse derer wahrnehmen, die von Rassismus betroffen sind, und ihnen nach Möglichkeit das Wort geben. Dass sie die eigenen Positionen hinterfragen und ihre Privilegien nutzen, um aktiv für die Sache einzustehen – am besten in Rücksprache mit Betroffenen.

Zum Schluss: Was erwartet uns an der Late Night Show von dir und Uğur Gültekin an der Ausserrhoder Kulturlandsgemeinde?

Es wird Talks geben, Satire und Humor. Eine richtige Late Night Show eben, wie man es kennt, einfach mit Migrationsvordergrund, es ist «die erste kanakische Late Night Show der Schweiz». Wir zeigen, dass man, auch ohne rassistisch zu sein, lustig sein kann in diesem Themenfeld. Kijan Espahangizi und Katharina Morawek vom Institut Neue Schweiz (INES) werden dabei sein, ausserdem Jurczok 1001 und noch ein musikalischer Gast. Kommt, es wird geil!

Kulturlandsgemeinde 2019 zum Thema Gemeinsinn: 4. und 5. Mai, Zeughaus und Lindensaal Teufen. Mit Fatima Moumouni und Uğur Gültekin, Martin Schläpfer, ad hoc und vielen mehr. kulturlandsgemeinde.ch

Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger (Hrsg.): *Racial Profiling – Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand*. Transkript Verlag Zürich, 2019.

Weilwegen Maske



Auftritte im Fernsehen haben zwei Vorteile. Vorteil Nummer eins: Man kann allen erzählen, man habe einen Auftritt im Fernsehen. Vorteil Nummer zwei: Jemand schminkt dich. Unabhängig davon, ob du Nationalrätin bist oder Gemeinderat; ob du scheisse aussiehst oder wie Ellen DeGeneres; ob du schon drei Schichten Make-Up drauf hast oder Mascara für eine Ska-Band hältst. Nein, alle werden geschminkt vor TV-Auftritten.

Während ich dann also so da sitze – sie nennen es «in der Maske» –, würde ich gerne darüber nachdenken. Wie wir plötzlich alle gleich sind, wenn eine Fachperson an unseren Visagen rumpinselt. Wie Gender plötzlich zu dem wird, was es ist: ein lustiges Konstrukt, das man selbst bemalen kann. Eine Art hügelige Leinwand. Die Frage «Magst du die Brauen betont haben?» ist genderneutral. Die Antwort «Wie zur Hölle betont man Brauen?» ebenfalls. Jeder Dude muss da ebenfalls rein, ebenfalls in die Maske, weil Fernsehbildschirme wirklich, wirklich nach mehreren Schichten Foundation schreien. Aus dem TV-Studio rauslaufend, sieht man aus wie eine hautfarbige Torte.

Das ist ja eigentlich schon komisch: So viele Menschen sagen, sie bevorzugten den «natürlichen Look» bei Frauen (und ganz viele äussern das völlig ungefragt). Sie meinen damit aber oft einen Look, der mega nicht natürlich ist. Sorgfältig aufgetragenes Make-Up; geschickt subtiles Contouring, also diese Gesichts-Schattier-Kunst; Mascara in feinem Braun; teurer Nude-Lippenstift. Dann alle so: woowow, so natürlich!

Erscheint dieselbe Frau ungeschminkt, ist's plötzlich nicht mehr natürlich. Sondern komisch. Alles okay mit dir? Bist du krank? Etwas müde heute? – Fragt mal jene Frauen in eurem Umfeld, die sich gern schminken, ob ihnen das bekannt vorkommt. Spoiler: Es kommt ihnen bekannt vor.

An all das würde ich gerne denken, während ich in der Maske sitze, weil ich ja politisch und feministisch und cool bin. Stattdessen denke ich nur: So schön. Wie unglaublich schön. Eine Person, die extra dafür angestellt ist, Menschen schön anzumalen, pinselt in meiner Visagerum mit einem megafeinen Pinsel, minutenlang, und ich kann einfach dasitzen und mir überlegen, ob ich lieber Ferrarirot oder Weinrot auf meinen Lippen hätte. Was ich dann aber nicht selbst auftragen muss. Weil die jahrelang ausgebildete Feinmotorik dieser Magierin das übernimmt. Wie. Geil. Sind. Fernsehauftritte.

Dann lud mich letztens ein Zürcher Regionalsender zu einer Live-Sendung ein, und ich freute mich den ganzen Tag, weilwegen Maske, und ich schminkte mich mega fest nicht, weilwegen Maske, und ich spazierte heiter vorfreudig an den Bahnhof Bern, weilwegen Maske.

Dann verpasste ich meinen Zug. Zwischen Ankommen und Live-Sendung blieben mir fünf Minuten. Jede Minute Anpinseln, jedes Milligramm Mascara, jedes Pickel-Abdecken war verpasst. Vor mir stand ein rechtskonservativer Jungpolitiker, seine feinen Stoppeln ebenmässig mit Foundation abgedeckt, und ich und meine Erwachsenenakne standen live da und sahen aus.

«Hässlich und ekelerregend», schrieb mir einer dieser anonymen alten Männer, die immer dann mailen, wenn junge Frauen öffentlich für etwas einstehen.

Ich dachte mir: Mein Gott, wenns nur das ist.

Der Knebel allen Übels



Es gibt Eltern, die ihre Kinder lieben. Ich musste Blockflöte spielen. Ein Instrument, dessen optische Nähe zu einem Schlagstock kein Zufall sein kann. Und ich frage mich heute noch: Warum?! Warum die Blockflöte?! Meine Blockflötenlehrerin pflegte zu sagen: «Du musst Düüüü denken, wenn Du bläst. Denk Düüüüü! Dü Dü Dü!» Und ich schaute sie an und dachte darüber nach, was in ihrem Leben wohl falsch gelaufen war.

Mein bester Freund Julian nahm auch Blockflötenunterricht. Naja, vielmehr sass er im Blockflötenunterricht. Seine Blockflöte war nach dem ersten Unterrichtstag unter mysteriösen Umständen zerbrochen. Er hat aber keine neue Blockflöte gekriegt. Als «Strafe». In den Unterricht musste er trotzdem, seine Eltern meinten nämlich: «Zahlt isch zahlt!»

Und so verliefen die Leben von mir und Julian ganz unterschiedlich. Meine Hobbies im Laufe meines Lebens waren, in dieser Reihenfolge: Blockflöte, Pokemonsammelkarten und Tai Chi. Julians Hobbies im Laufe seines Lebens waren, in dieser Reihenfolge: Keine Blockflöte. Frauen.

Julian hatte sein erstes Mal mit 14. Ich hatte mein erstes Mal mit... Nun, das geht niemanden etwas an. Ich sage nur so viel: Wie oft hat schon jemand gesagt: «Eyyy, isch kann mich vor Bitches kaum retten, denn isch bin Blockflötenplaya!»? Genau so oft wie schon jemand gesagt hat: «Yeah, megacool äs Blockflötäsolo!» Richtig: Das hat noch nie jemand gesagt. Man kann die Blockflöte deswegen auch gestrost als Feierabendsirene der Lust bezeichnen.

Aber das ist noch nicht alles: Mit Dudelsäcken wurden früher die Feinde der Schotten vor einem Angriff akustisch eingeschüchtert. Ein Dudelsack ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Kriegsinstrument. Und was ist ein Dudelsack anderes als die Möglichkeit, mehrere Blockflöten gleichzeitig zu spielen?

Unsere Blockflötenlehrerin hiess Frau Ingeborg, sah aus wie ein Dudelsack und war taub. Die Qualität des Unterrichts litt darunter nicht, denn wir lernten Blockflöte. Und Beethoven war ja schliesslich auch taub gewesen, das dachten sich auf jeden Fall die Eltern und schickten uns Kinder weiterhin zu ihr.

Zwanzig Jahre später segelt Julian mit Frau und Kind auf einem Schiff um die Welt, instagrammt darüber und kriegt dafür alles gesponsert. Zwanzig Jahre später verarbeite ich mein BFT (fachchinesisch für Blockflötentrauma), indem ich darüber schreibe und kriege dafür nichts gesponsert.

Hat das wirklich was mit der Blockflöte zu tun? Der Zusammenhang konnte bis jetzt nicht nachgewiesen werden, aber wer will dieses Risiko schon eingehen? Darum: Rette Leben, zerbrich eine Blockflöte!



Universität
Basel
Philosophisch-Historische
Fakultät



MAS in Kulturmanagement

Prägende Impulse setzen.

DAS in Kulturreflexivem Management
Basisjahr des MAS finanzieren, kommunizieren, vermitteln. **Start: 11.10.19**

CAS in Kulturpolitik und Kulturrecht
Start: 30.08.19

CAS in Innovation und Change
Start: 10.01.20

CAS in Digitalen Kulturen
Start: 10.01.20

Infoveranstaltung
15.08.19 18:30 Uhr (SKM – Basel)
kulturmanagement.unibas.ch

Die Weiterbildung für Kulturschaffende, KulturförderInnen und KulturveranstalterInnen.



A*

***Aargauer Kunsthaus**
18.5. – 11.8.2019
Aargauerplatz CH-5001 Aarau
Di – So 10 – 17 Uhr Do 10 – 20 Uhr
www.aargauerkunsthaus.ch

Stefan Gritsch
Bones n' Roses

Jean-Luc Mylayne
Herbst im Paradies

CARAVAN 2/2019:
Moritz Hossli

Stefan Gritsch
BIFACES, 1990/2014
© 2018, ProLitteris, Zürich
Foto: ullmann.photography

WIAM

Winterthurer Institut
für aktuelle Musik

Neu:

Master Studium Musikpädagogik Pop/Rock/Jazz

Studienangebote:

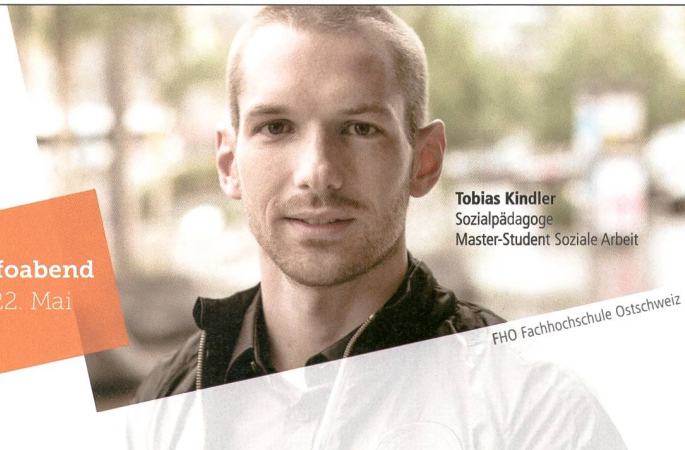
Master Studium Aufnahmeprüfungen: 3.7/5.7/6.7.19
Bachelor of Arts (Hons Music) Aufnahmeprüfungen: 8.6/12.6/19.6/22.6.19
Fähigkeitsausweis I (4 Sem. Berufsbegleitend)
Studienvorbereitungsjahr (Pre Bachelor) Aufnahmeprüfung: 11.5.19

WIAM Untere Vogelsangstrasse 7 8400 Winterthur Tel: 052 212 56 67 www.wiam.ch

Neue Perspektiven eröffnen Master in Sozialer Arbeit

Das Master-Studium bereitet Sie auf anspruchsvolle Aufgaben und Funktionen im Sozialwesen vor.

www.fhsg.ch/sozialearbeit



Tobias Kindler
Sozialpädagoge
Master-Student Soziale Arbeit

Infoabend
22. Mai

FHO Fachhochschule Ostschweiz

FHS St.Gallen
Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

MASTER IN SOZIALER ARBEIT
BERN | LUZERN
ST.GALLEN | ZÜRICH

Kaminfeuer und Sägespäne



1984 liess der inzwischen verstorbene Wirt Charlie Coray die «Augustinerhalle» an der Ecke Augustiner-/Metzgergasse/Unterer Graben zum «August» umbauen. Architekt war Peter Affentranger aus Luzern. Und so wie die Bar damals eingerichtet wurde, präsentiert sie sich auch nach 35 Jahren noch. Im Cheminée des St.Galler Ofenbauers Josef Christian Buck brennt noch immer das Feuer, auf dem Messingboden liegen Sägespäne, die Bar hat noch immer ihre Bogenform, und die Stahlische an der Säule sind nach wie vor beliebte Plätze. Auch das Abwurfrohr hinter der Bar, das leere Flaschen direkt in den Keller befördert, ist noch da.

Die Tatsache, dass ein Design aus den 80er-Jahren überlebt hat, zeigt dessen Qualität. Charlie Coray hatte das gute Gespür für aktuelle Bartrends und liess nicht locker, bis alles stimmte. So lassen sich die schmalen Türflügel zum Treppenhaus dank eines Spezialbeschlags in der jeweiligen Gegenrichtung öffnen, die Enge optimal nutzend.

Der «August» entstand allerdings zum Teil unter «Chrämpfen». Den ersten Stock, die «Tavola» mit dem langen Tisch, baute Coray 1987 ohne Bewilligung aus, was ihn 700 Franken Busse kostete. Lange Diskussionen gab es auch 1991, als der runde Dachaufbau geplant wurde. Die Baubewilligungsbehörde bezeichnete ihn als «gewagt, aber gut», verlangte aber Anpassungen, während der Denkmalpfleger am «nicht harmonischen» Akzent keine Freude hatte.

Alles ist längst Geschichte. Der «August» ist zur Institution geworden, samt «Tavola» mit italienischen Viergängern für Gesellschaften und Zigarren-Lounge unter der Rotunde mit Aussicht über die Stadt. Martin und Gabi Tinner und ihr Team sorgen seit 2007 nicht nur für die Drinks und für die Küche, der «August» ist auch ein Kulturlokal mit regelmässigen Lesungen und Konzerten.



August, Augustinergasse 31
079 419 46 53, august-bar.ch

Barista im Ex-Polizeiposten

Der hohe Raum des Kaffeehauses im Linsebühl verbreitet auch mit seiner schlicht-modernen Bar viel Jugendstil-Atmosphäre. Tische und Stühle – etwas zusammengewürfelt – stammen aus der Zeit. Auch die neue Türe und die Fenster zeigen historisch korrekte Einteilungen. Barista und Betreiber Gallus Hufenus hatte immer wieder beim Liegenschaftsamt der Stadt «g'stürmt», damit der neue Anstrich, die Türe und die Fenster so nah wie möglich an den Originalzustand des Hauses herangeführt würden.

Das Original allerdings ist – vor allem aussen – leider längst verloren. Betrachtet man die Baupläne von 1898, zeigt sich im Entwurf von Stadtbaumeister Albert Pfeifer ein reich dekoriertes Haus, mit Ornamenten über den Fenstern, einem geschwungenen Giebel samt Reitermalereien. Wann dem Haus diese Pracht abhanden kam, ist im Bauarchiv nicht zu finden. Klar aber ist: Es war ein Prestigebau für die Postfiliale und den Quartierpolizeiposten Linsebühl. Der Historiker Peter Röllin hat herausgefunden, dass es sich hier um den ersten Eisenbetonbau der Stadt handelt.

Wo heute Kaffee getrunken wird, waren ursprünglich der Polizeiposten, daran anschliessend ein «Schlaflokal» und weiter hinten im Raum zwei Arrestzellen und der «Holzraum». Diese schmalen Räume erkennt man noch an den Fenstern. Die Polizei zog 1932 aus, und fast genau hundert Jahre nach dem Bau, 1997, wurden die Zwischenwände des Postens herausgerissen. Die St.Galler Architekten-Zwillinge Kuster und Kuster legten damals die Gusseisenstützen frei, die früher wohl in den Zwischenwänden versteckt waren. Zuerst zog ein Sportartikel-Geschäft ein, und seit 2010 wird hier nun Kaffee geröstet und gebraut, Zeitung gelesen, es finden Kulturveranstaltungen statt und es wird viel diskutiert – ganz wie im klassischen Kaffeehaus.



Kaffeehaus, Linsebühlstrasse 77
071 534 34 24, kaffeehaus.sg

Besondere Räume in Stadsanktgaller Cafés, Bars und Restaurants – entdeckt und fotografiert von der Heimatschutz-Sektion St.Gallen/Appenzell I.Rh. Texte und Recherche: Beat Fritsche, René Hornung. Bilder: Monika Ebner, Emanuel Sturzenegger



HEIMATSCHUTZ
ST.GALLEN/APPENZELL I.RH.

FORUM **WÜRTH** RORSCHACH

Tomi Ungerer

Zeichnungen, Collagen
und Objektkunst
aus der Sammlung Würth

14. Mai 2019
bis 15. März 2020

Eintritt frei



www.forum-wuerth.ch



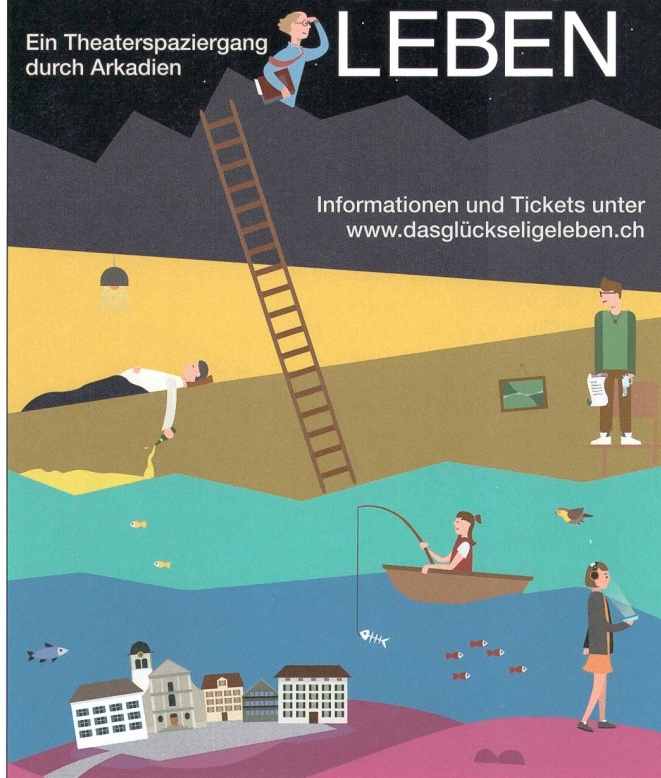
Tomi Ungerer, Hiltop, 1969, Farbatoll, Tuche und farbige Tinte, leiert, auf Papier, 49,5 x 34,5 cm, Sammlung Würth, Inv. 14364 © Tomi Ungerer

16.8. bis 14.9.2019
Landsgemeindeplatz Trogen

DAS GLÜCKSELIGE LEBEN

Ein Theaterspaziergang
durch Arkadien

Informationen und Tickets unter
www.dasglueckseligeleben.ch



Fas- zina- tion Holz



**Blumer
Lehmann**
Holzbau | Engineering

Nachrichtenwert

«Unter den getöteten sind auch mindestens 35 Ausländer aus Grossbritannien, der Türkei, Japan, den Niederlanden, China, Portugal, Australien und Indien.»

«St.Galler Tagblatt», 22. April

«Fast 300 Tote hat die Regierung nach den Anschlägen in Sri Lanka mittlerweile bestätigt. Unter den Opfern sind auch Dutzende Europäer.»

«Spiegel Online», 22. April

An Ostern war es wieder einmal besonders auffällig: Wann immer über ein Unglück, einen Anschlag, eine Katastrophe geschrieben wird, werden Opfer, die nicht aus dem betroffenen Land stammen, besonders erwähnt. Selbst im Tod werden die Menschen noch in In- und Ausländer unterteilt. Muss das sein?

Sicher, Sri Lanka ist eine beliebte Touristendestination. Die Daheimgebliebenen machen sich womöglich Sorgen, wollen wissen, ob es ihren Angehörigen und Bekannten gut geht. Aber trägt es wirklich zur Beruhigung bei, wenn man liest, dass «zwei Schweizerinnen» oder «acht Franzosen» unter den Opfern waren? Im Gegenteil. Klarheit herrscht erst, wenn ein Lebenszeichen von den Reisenden selbst kommt – oder die Namen der Opfer genannt werden.

Man könnte mit dem Nachrichtenwert argumentieren: Wenn gewisse Faktoren – in diesem Fall etwa Nähe, Relevanz oder Dramatik – gegeben sind, ist die Nennung der Herkunft allenfalls vertretbar. Nur nützt diese Information nichts. Eine Katastrophe wird nicht schlimmer, weil auch einige Europäer dabei gestorben sind. Der gewaltsame Tod dreier Kinder ist nicht weniger tragisch, nur weil ihr Vater kein Dänischer Milliardär ist.

Besser wäre, die Medien würden es handhaben wie mit den Polizeimeldungen: Die Herkunft der Täter oder in diesem Fall der Betroffenen sollte nur relevant werden, wenn sie relevant ist im Zusammenhang mit dem Fall.

Ich unterstelle den oben genannten Medien übrigens nicht Eurozentrismus oder noch schlimmer: Rassismus. Es ist die reine Geldgier. Schreckensmeldungen werden einfach besser geklickt und fleissiger gelesen, wenn noch ein paar Europäer betroffen sind, darum wird das auch so betont. Ginge es um ein zerbombtes Gotteshaus irgendwo im Irak, von denen es einige gibt, wäre die Nachricht nur halb so viel wert. (co)

Hier sind die Schlangen

«Mit der jetzt aufgeworfenen Idee für ein Literaturhaus ist es ein wenig wie mit dem Ruf der freien Theaterszene nach einem eigenen Haus: Wir sollten das Angebot nicht überreizen, St.Gallen ist nicht Zürich. Ich möchte einmal Schlangen vor unseren bestehenden Kulturinstitutionen sehen!»

So spricht der St.Galler Kulturdirektor Martin Klöti im «St.Galler Tagblatt» am 8. April mit Blick auf die Eröffnung der Ausstellung zum St.Galler Klosterplan. Abgesehen von der Schlange, die sich dort am Eröffnungstag tatsächlich bildete, verkehrt Klöti möglicherweise nicht an den richtigen Kulturinstitutionen. Oder benutzt jeweils den VIP-Eingang.

Wie auch immer: Dem Kulturminister kann geholfen werden. Nachstehend ein paar Schlangen: Palace St.Gallen, Wortlautfestival, Kinok St.Gallen...



Und was den «Ruf der freien Theaterszene nach einem eigenen Haus» betrifft: Der Kanton hat bekanntlich ein solches Haus, es heisst Lokremise St.Gallen, bloss ist es vom Theater St.Gallen fast vollständig in Beschlag genommen, eine Situation, die sich ab dem kommenden Jahr, wenn das Theatergebäude im Stadtpark umgebaut wird, noch verschärfen wird. Der freien Theaterszene steht es nicht wirklich zur Verfügung. Und das liegt nicht an fehlenden Schlangen. (Su.)

Mehr zum Literaturhaus:
saiten.ch/ein-literaturhaus-in-der-villa/

Gegen die Schwächsten

In diversen Kantonen ist geplant, die Sozialhilfebeiträge zu kürzen. In Bern, Basel-Land und Luzern sogar um bis zu 30 Prozent. Da lässt sich die St.Galler SVP natürlich nicht lumpen und will ebenfalls 30 Prozent runter. «Sozialhilfe: Belohnen statt kürzen» nennt die SVP-Fraktion ihren Vorstoss lieblich. Ziel der Übung: Der aktuelle Grundbedarf – 977 Franken monatlich für eine alleinstehende Person – soll bei 70 Prozent angesetzt werden. Nur für «integrationswillige, aktiv mitwirkende» Sozialhilfebezüger «kann» die Leistung auf 100 Prozent erhöht werden. Eine Leistung notabene, die gemäss einer Studie der schweizerischen Sozialhilfekonferenz (SKOS) bereits heute zu tief angesetzt ist.

Die heutige Praxis ist umgekehrt: Renitenten Sozialhilfebezügern kann der Mindestbeitrag gekürzt werden. Der behördliche Aufwand hierfür scheint der SVP allerdings zu hoch, weshalb es nur in massiven Missbrauchsfällen zu Kürzungen komme. Würde die Forderung der SVP aber umgesetzt, öffnete dies der Behördenwillkür Tür und Tor. Es ist nichts als zynisch, ein Belohnungssystem einzuführen, nachdem man zunächst alle Sozialhilfebezüger unter Generalverdacht stellt und bestraft für die Fehler einiger weniger.

Im Januar sprach der Rorschacher Stadtpräsident und Nationalrat Thomas Müller in der SRF-Arena von einer Perversion des Systems: Die Sozialhilfe sei nicht mehr Überbrückungshilfe, sondern schlicht ein Ersatzeinkommen ohne Arbeit. Auch sein weiteres Argument, die Armutsgrenze werde möglichst hoch angesetzt, damit die Sozialhilfeindustrie wachsen und möglichst viele Leute betreut werden können, zielt meilenweit an den Realitäten vorbei. Pervers ist vielmehr die pauschalisierende Bewirtschaffung der ewiggelichen Feindbilder auf dem Rücken der Schwächsten, wahlweise Ausländer oder Sozialhilfeempfänger. Oder noch schlimmer: sozialhilfebeziehende Ausländer. Für eine Praxisänderung besteht nicht der geringste Anlass. Zum Glück sieht das auch die Regierung so. (hrt)